BÜCHERGILDE
unterwegs

Die Reise-Reihe
gegen Fernweh

Herausgegeben und
mit einem Vorwort
von Julia Finkernagel

Lafcadio Hearn

Der Geist Japans

Aus dem Englischen von
Berta Franzos

Büchergilde Gutenberg

Vorwort

von Julia Finkernagel

Mit diesem Buch erfülle ich mir offen gestanden selbst einen Traum. Seit meinem Job als Werkstudentin am Check-in einer japanischen Fluggesellschaft fabuliere ich von der bevorstehenden Reise nach Japan – die irgendwann ganz bestimmt stattfindet. So lausche ich den begeisterten Berichten derjenigen aus meinem Freundeskreis, die Japan schon *gemacht* haben und vollkommen beseelt zurückgekehrt sind. Eine Freundin berichtet, es habe sie bei der Abreise regelrecht geschmerzt, Japan wieder verlassen zu müssen, das habe sie so noch nie erlebt. Ihr Glücklichen! Geduldig betrachte ich eure Fotos, bin angetan-neidisch und mache mentale Notizen: Wohin ich auch unbedingt muss, was ich tunlichst vermeiden werde und was auf die Wenn-dafür-auch-noch-Zeit-sein-sollte-Liste gehört. So träume ich seit ziemlich genau drei Dekaden Jahr für Jahr weiter von Japan. Nun ist diese *unterwegs*-Reihe ja eine Aneinanderreihung an- und aufregender, teils sogar abenteuerlicher Lehnstuhlreisen für all diejenigen, die auf das jeweilige Land oder die Region neugierig oder selbst schon dorthin gereist sind, aber auch für die vielen anderen, die aus unterschiedlichen Gründen nicht selbst auf die Reise gehen werden. Bis ich mir also meinen Traum erfülle, halte ich es mit ihnen, gehe mit Lafcadio Hearn auf *Lehnstuhlreise* und lasse mich von seiner Begeisterung anstecken. Denn die ist immens. Er preist und schwärmt, beinahe schockverliebt. Dabei malt er hingebungsvoll genaue Bilder seiner Entdeckungen und lädt diese mit Farben und vor allem Stimmung auf. Ob es der japanische

Garten ist, der Tempel oder die mit hübschesten Häuserzeilen gesäumten Kanäle von Osaka. Er unternimmt zahlreiche Ausflüge mit einer Jinrikisha, einer bemannten Minikutsche, deren Zugtier ein flitzender Mensch ist. Hearns Neugier reißt nicht ab, er ist hell entflammt, und nun zündet er uns alle mit an. Mich auf jeden Fall. Vielleicht ist das wie mit einer spät geschlossenen Ehe – man muss erst ein paar Beziehungen in den Sand gesetzt haben, dann ist die Wertschätzung für das Gegenwärtige noch größer als ohnehin schon. Vielleicht sollte man sogar viele andere Länder gesehen haben, bevor man nach Japan fährt. (Damit tröste ich mich gerade.) Um sich ausmalen zu können, welche Woge der Begeisterung Lafcadio Hearn bei seiner Ankunft in Japan erfasst, lohnt es sich jedenfalls, ein wenig über die ersten vierzig Jahre seines wechselvollen Lebens zu erfahren. Patrick Lafcadio Hearn wird als Kind einer jungen Griechin auf der Insel Lefkada geboren. Sein Vater ist ein britisch-irischer Militärarzt, der bezüglich seiner Familienverhältnisse seinem Arbeitgeber gegenüber nicht so richtig offen ist – schieben wir es auf Karrieregründe. Jedenfalls bringt er angesichts einer bevorstehenden Versetzung Frau und Kind zu seiner Familie nach Dublin. Die junge Griechin spricht fast kein Englisch und kommt mit ihrem orthodoxen Glauben bei der protestantischen Schwiegermutter auch nicht wirklich gut an. Als sie erneut schwanger wird, lässt sie ihren Sohn Patrick bei seiner Tante und geht zurück nach Griechenland. Der junge Hearn hat es nicht leicht. Praktisch vater- und mutterlos kommt er in verschiedene Internate und verliert dann auch noch als zarter Teenager bei einem Unfall sein linkes Augenlicht. Alles ist Mist, nirgendwo ist richtig Zuhause. Dank der Finanzspritze eines Freundes seiner Tante setzt er als junger Mann in die USA über und schlägt sich dort

in jung-schriftstellerischen, teils prekären Verhältnissen als Journalist, Übersetzer und Geschichtenerzähler durch. Er findet eine Anstellung bei der Zeitung, verliert den Job aber wieder, nachdem er eine Afroamerikanerin heiratet – damals ein Tabubruch und in manchen US-Staaten sogar illegal. Die junge Ehe scheitert, aber es ist nicht belegt, ob sie je geschieden wurde.

Nun ist es wie in jedem guten Roman, Theaterstück oder Film: Die glückliche Wendung kommt frühestens in der zweiten Hälfte, besser noch später. In seinem vierzigsten Lebensjahr tritt Lafcadio Hearn jene Reise nach Japan an, die sein Leben zum Guten verändern wird. Eigentlich möchte er nur eine Weile recherchieren und ein paar Artikel verfassen. Doch am Ende lässt er sein ganzes bisheriges Leben zurück und bleibt für immer. So sehr ist Japan der sichere Hafen für seine schiffbrüchige Seele. Nachvollziehbar, warum sein *Ankommen* in Japan nicht nur im bildlichen Sinne ein glückliches Ende bedeutet. Für Hearn verkörpert die japanische Kultur eine fast unerreichbare Vollkommenheit. Alles ist schöner, bedachter, hingebungsgeladener als das, was er kennt. Ein kleines bisschen rechnet er auch mit seinem alten Zuhause ab. »… die Japaner übertreffen alle Nationen darin, mit einem Minimum an Kosten ein Maximum an Schönheit zu erzielen, während das industriell fortgeschrittenste Volk des Westens, die praktischen Amerikaner, erst dazu gelangt sind, mit einem Maximum an Kosten ein Minimum an Schönheit zu erreichen.« Und dann auch noch das: »… von der aristokratischen Strenge des besten japanischen Geschmacks, der komplizierten Verfeinerung in der Bestimmung der Proportionen, der Valeurs, der Töne macht sich der Westen überhaupt noch keine Vorstellung.«

Danke dafür. Jetzt will ich wirklich ganz bald die japanische Inneneinrichtung inspizieren, einen buddhistischen Tempel besuchen (oder zwei oder drei) und die alten Städte sehen. Außerdem will ich den Fujiyama besingen und mich von Kirschblüten berieseln lassen. Kurz: Ich will den Geist Japans erfahren. Aber bitte schön jenen von damals, als Japan noch nicht für die westliche Welt geöffnet war, in all seiner Ursprünglichkeit und Fremdheit. Von mir aus auch mit Baumgeistern, Kobolden und Gespenstern. Mit Gottheiten in Schildkröten oder aus Schnee. Mit ertrunkenen Seeleuten, die fortan untot in der Gischt herumspuken. Nehme ich.

Diese Sammlung von Berichten haben wir *Der Geist Japans* genannt, weil es weniger um die gerade erwähnten Geister geht als um den besonderen *Spirit*, der leider flüchtig ist und mit einer Öffnung zur Welt naturgemäß leise verfliegt. Dieser Geist ist es, der dem gebeutelten Hearn 1890 um die Ohren weht, ihn sanft erfasst und fortan trägt. Und so schreibt er: »Müßte ich jetzt zum abendländischen Leben zurückkehren, mir wäre zumute wie Tom dem Reimer, der nach sieben Jahren im Märchenland eine Welt von Häßlichkeit und Kummer wiedersieht.« Hearn heiratet eine zwanzigjährige Frau namens Setsuko, bekommt vier Kinder mit ihr, nimmt die japanische Staatsbürgerschaft und den Namen seiner Frau an: In Japan ist er bis heute unter Koizumi Yakumo bekannt. (Der Nachname wird zuerst genannt.) In der fernöstlichen Kultur findet er nicht nur eine neue Heimat, eine Familie und eine neue Identität, sondern auch seine Lebensaufgabe: Er unterrichtet und schreibt. Hearn alias Koizumi Yakumo wird Japan bis zu seinem – viel zu frühen – Tod nicht mehr verlassen. Und sollte das hier zu romantisierend rüberkommen, kann ich nichts dafür: Hearn hat mich ange-

steckt. In dieser Zeit, als Japan im Begriff ist, sich der westlichen Welt zu öffnen (und damit seinen Geist für immer zu wandeln), ist Lafcadio Hearn derjenige, der durch seine Berichte zum Chronisten einer schwindenden Epoche wird. Deshalb machen wir mit dieser Reise nicht nur eine sehr weite, sondern auch eine Zeitreise. Eine ähnliche Entwicklung, oder sagen wir ruhig: Geist-Verschiebung, wird übrigens auch im Moment beschrieben und mit »overtourism« betitelt. Denn jeder Hype hat seinen Preis. Zum ersten Mal, so habe ich gehört, verlieren die Japaner gegenwärtig ihre Nerven und sagen »Nein!« zu ferntouristischen Verhaltensweisen, die nicht zu ihrer feinen, zurückhaltenden und achtsamen Kultur passen. Zum ersten Mal wird laut, dass sie sich vom Tourismus überrannt und ihre Werte zertreten fühlen. Und wenn ein Japaner mal Nein sagt, dann ist das ein kleiner Kulturschock.

Was in diesen Texten nicht offenbar wird, sondern nur aus persönlichen Briefen an enge Freunde hervorgeht, ist die Tatsache, dass Hearn alias Koizumi-san sehr wohl auch Schattenseiten in Japan entdeckt und ihm einige Dinge wie ungeheizte Innenräume oder trinkende und sich prügelnde Landarbeiter außerordentlich zusetzen. Und dass er mit seiner Frau keine gemeinsame Sprache hat, nur eine Art Pidgin-Englisch. Doch das behält er gentlemanlike für sich – und so kommen wir in den Genuss ungetrübter Begeisterung. Ich kann damit hervorragend leben.

Klettern Sie nun in die Laufrikscha und lassen Sie sich hinreißen und verzaubern wie Lafcadio Hearn einst in Japan.

»Versäumen Sie ja nicht, Ihre ersten Eindrücke so bald als möglich niederzuschreiben«, sagte mir ein liebenswürdiger englischer Professor, den ich kurz nach meiner Ankunft in Japan kennenzulernen das Vergnügen hatte – »sie verfliegen, verflattern, kann ich Ihnen sagen, und sind sie Ihnen erst einmal entglitten, so können Sie ihrer nie mehr habhaft werden. Und doch – welche seltsamen Sensationen Ihnen immer dieses merkwürdige Land bringen mag, nichts kommt diesem Reiz der ersten Eindrücke gleich.«

Ich versuche nun, sie mir aus den hastigen Aufzeichnungen jener Tage wieder zurückzurufen, und finde, daß sie sogar noch flüchtiger waren als reizend. Ein Etwas hat sich aus meiner Erinnerung verflüchtigt, das ich nicht zurückzurufen vermag. Damals unterließ ich es, dem freundlichen Rat zu folgen, weil ich mich nicht dazu entschließen konnte, daheim zu bleiben und zu schreiben, während es draußen auf den sonnenbeglänzten Wegen dieser wundervollen japanischen Stadt so viel zu sehen, zu fühlen und zu hören gab. Aber könnte ich auch all diese entglittenen Erinnerungen wiederbeleben, so zweifle ich doch, daß ich vermöchte, sie in Worte zu fassen. Der erste Eindruck Japans ist ungreifbar, flüchtig, wie ein Duft.

Für mich begann er mit meiner ersten Kurumafahrt aus dem europäischen Viertel Yokohamas in die japanische Stadt, und was ich davon zurückrufen kann, soll hier auf den folgenden Seiten festgehalten werden.

Mit der köstlichen Überraschung einer ersten Fahrt durch japanische Straßen – außerstande, sich mit dem Kuruma-Läufer anders zu verständigen als durch Gebärden, eindringliche Gebärden, draufloszulaufen, gleichviel wohin, da alles so unsagbar vergnüglich und neu ist –, bringt einem erst wirklich zum Bewußtsein, daß man in jenem fernen Osten ist, von dem man so viel gelesen, so viel geträumt hat und der, wie unsere Augen bezeugen, uns doch bis jetzt so ganz und gar fremd geblieben ist. Schon in der ersten vollen Erkenntnis dieser im Grunde ganz alltäglichen Tatsache steckt Romantik, aber für mich verklärt sich diese Tatsache unsagbar durch die göttliche Schönheit des Tages. In der Morgenluft liegt ein unbeschreiblicher Zauber der Kühle, der Kühle eines japanischen Frühlings, mit Windwogen vom Schneegipfel des Fuji, ein Zauber, der vielleicht mehr in der weichen Klarheit des Lichtes liegt als in irgendeinem ausgesprochenen Ton – eine außerordentliche atmosphärische Durchsichtigkeit, mit einer bloßen Andeutung von Blau, durch die die allerentferntesten Gegenstände sich mit frappierender Schärfe und Deutlichkeit abheben. Die Sonne strahlt in linder Wärme – die »Jinrikisha« oder »Kuruma« ist das denkbar reizendste kleine Wägelchen, und die Straßenbilder, die sich mir über den hin und her tanzenden, hohen, pilzförmigen Hut meines sandalenbekleideten Läufers hinweg darbieten, haben einen Reiz, gegen den ich mich nie abstumpfen könnte.

Alles scheint elfenhaft – denn alles und jedes ist klein, wundersam und mysteriös: die winzigen Häuschen unter ihren blauen Dächern, die kleinen, blau ausgeschlagenen Verkaufsläden und die lächelnden, kleinen Leute in ihren blauen Gewändern. Nur manchmal wird die Illusion durch das zufällige Vorübergehen eines hochgewachsenen Ausländers gestört

oder durch den Anblick verschiedener Ladenschilder mit Aufschriften in einem absurden Kauderwelsch, das Englisch sein soll. Aber diese Mißtöne verstärken nur die entzückende Wirklichkeit: nie vermindern sie den Zauber der kleinen drolligen Straßen.

Anfänglich ist es nur eine köstlich wundersame Verwirrung, blickst du eine von ihnen entlang durch das endlose Geflatter und Wehen der Flaggen und dunkelblauen Draperien, denen japanische und chinesische Schriftzeichen ein phantastisches und geheimnisvolles Aussehen verleihen. Denn auf den ersten Blick scheint es, als gäbe es keine erkennbaren Gesetze der Konstruktion und Dekoration. Jedes Gebäude hat seinen ureigensten, phantastischen Reiz, nichts ist genau so wie irgend etwas anderes, und alles ist verblüffend fremdartig. Aber wenn man eine Stunde in dem Viertel zugebracht hat, beginnt das Auge vage irgendeinen allgemeinen Plan in der Anordnung dieser niedrigen, leichten, seltsam gegiebelten Holzhäuschen zu erkennen mit ihren gegen die Straßen geöffneten ersten Stockwerken und den dünnen, über die Auslagen hinausragenden Dachstreifen, die sich gleich Markisen zu den mit Papierschirmen umgebenen Miniaturbalkonen der zweiten Stockwerke zurückbauschen. Man beginnt den allgemeinen Plan der zierlichen Läden zu verstehen, mit ihren mattenbedeckten, über das Straßenniveau erhobenen Fußböden, und die allgemeine vertikale Anordnung der Firmeninschriften, die entweder auf Draperien wogen oder auf vergoldeten oder Lack-Firmentafeln glitzern. Du bemerkst, daß dasselbe reiche Blau, das in der Volkstracht vorherrscht, auch in der Ladendekoration dominiert, obgleich mit einem kleinen Einschlag anderer Farben und Tinten – hellblau, weiß und rot (kein Gelb und kein Grün). Und dann fällt es dir auch auf,

daß die Kleider der Arbeiter mit denselben wunderbaren Schriftzeichen bedeckt sind wie die Ladendraperien. Keine Arabesken könnten eine solche Wirkung hervorbringen wie diese. Für dekorative Zwecke modifiziert, haben solche Ideogramme eine sprechende Symmetrie, wie sie einem bloßen Muster nie eigen sein könnte. Erblickt man das Kleid eines Arbeiters, das auf dem Rücken solche Schriftzeichen schmücken, rein weiß oder dunkelblau, und groß genug, um aus der Ferne gelesen werden zu können (das den Träger als ein Mitglied oder einen Bediensteten irgendeiner Gesellschaft oder Gilde kenntlich macht), so geben sie dem ärmsten Gewande den Anschein von Pracht.

Und schließlich, während du noch dem Geheimnis der Dinge nachgrübelst, wird dich wie eine Offenbarung das Bewußtsein überkommen, daß der erstaunliche malerische Reiz dieser Straßen einfach nur in der Fülle der japanischen und chinesischen Schriftzeichen liegt, die in Weiß, Schwarz, Blau oder Gold alles dekorieren, selbst Türpfosten und Papierschirme. Vielleicht daß du dir dann für einen Augenblick die Wirkung vergegenwärtigst, die es hätte, wenn an Stelle dieser magischen Zeichen das lateinische Alphabet gesetzt würde – und die bloße Idee wird – wie immer deine ästhetischen Gefühle beschaffen sein mögen – dir einen heftigen Ruck geben, und du wirst gleich mir ein Feind der »Romai-Kwai« werden, jener für den häßlichen utilitarischen Zweck gegründeten Gesellschaft zur Einführung lateinischer Buchstaben in die japanische Schrift.

Der Eindruck, den diese Bildsprache auf ein japanisches Gehirn macht, ist himmelweit verschieden von dem Eindruck, den ein abendländisches Hirn von einem Buchstaben oder

von einer Kombination von Buchstaben empfängt – jenen unbelebten, trockenen Symbolen von Stimmlauten. Dem japanischen Hirn ist ein Ideogramm ein lebendiges Bild, es spricht, es gestikuliert, und die ganze Ausdehnung einer japanischen Straße ist voll solcher lebender Schriftzeichen-Gestalten, die in die Augen springen, Worte, die lächeln oder Grimassen schneiden wie Gesichter.

Was solche Zeichen im Vergleich mit unseren eigenen leblosen Buchstaben sind, können nur die verstehen, die im fernen Osten gelebt haben. Denn selbst die gedruckten Lettern der japanischen und chinesischen Texte geben keine annähernde Vorstellung von der Schönheit solcher für dekorative Inschriften, bildhauerische oder gewöhnliche Annoncenzwecke modifizierter Schriftzeichen. Keine pedantische Konvention engt die Phantasie des Zeichners oder Kalligraphen ein. Jeder bemüht sich, seine Buchstaben schöner als irgendein anderer zu machen. Generationen auf Generationen von Künstlern haben seit unvordenklichen Zeiten den gleichen Feuereifer aufgewendet, so daß durch Jahrhunderte und Aberjahrhunderte unermüdlicher Anstrengung und Studien die primitive Hieroglyphe zu einer Schöpfung von unsagbarer Schönheit entwickelt wurde. Sie besteht nur aus einer gewissen Anzahl von Pinselstrichen, aber in jedem Pinselstrich liegt eine unergründliche geheime Kunst der Anmut, der Proportion, des unmerklichen Schwunges, welche sie tatsächlich lebendig erscheinen läßt, und bezeugt, daß der Künstler während seines Schaffens die ihm vorschwebende Idealform des Pinselstrichs gleichsam in seiner ganzen Länge nachfühlte. Die Kunst der Pinselstriche jedoch ist nicht alles. Die Kunst ihrer Kombination ist das, was den Zauber hervorruft, oft in dem Maße, daß die Japaner selbst davon überrascht sind.

Betrachtet man das seltsam persönlich belebte, esoterische Aussehen japanischer Schriftzeichen, so ist es wahrlich nicht erstaunlich, daß es wunderbare Legenden der Kalligraphie gibt, die berichten, wie von Meistern geschriebene Worte sich belebten, von ihren Tafeln herunterstiegen, um mit der Menschheit Zwiesprache zu halten.

Mein Kurumaya nennt sich *Cha*. Er trägt einen weißen hohen Hut, der wie der Kopf eines ungeheuren Pilzes aussieht, eine kurze, weitärmelige Jacke, blaue, enganliegende Beinkleider, die bis an die Knöchel reichen, und leichte Strohsandalen, die an seinen nackten Füßen mit Schnüren aus Palmenfasern befestigt sind. Zweifellos ist er der Typus der Geduld, der Langmut und des einschmeichelnden Wesens seiner Klasse. Schon hat er dies bewiesen, indem er mich dazu gebracht hat, ihm mehr zu geben, als das Gesetz vorschreibt, und ich bin vergebens vor ihm gewarnt worden. Denn das Gefühl, zum erstenmal ein menschliches Wesen als Pferd zwischen zwei Schäften stundenlang vor sich hertrotten zu sehen, ist an sich genügend, um Mitleid zu erregen. Und wenn ein solches menschliches Wesen, das mit all seinen Hoffnungen, Erinnerungen und Gefühlen zwischen zwei Deichseln so vor einem hertrabt, zufällig das sanfteste Lächeln hat und über die Gabe erfügt, die geringfügigste Freundlichkeit mit den lebhaftesten Ausbrüchen der Dankbarkeit zu erwidern, so wird dieses Mitleid zur Sympathie und ruft unvernünftige Impulse der Opferfreudigkeit hervor. Ich glaube, der Anblick des reichlichen Schweißergusses hat auch ein wenig damit zu tun, denn unwillkürlich denkt man an den Aufwand von Herzschlägen und Muskelkontraktionen, auch an Erkältungen und Kongestionen und Rippenfellentzündungen. Chas

Gewänder sind triefend, und er trocknet sein Gesicht mit einem kleinen, himmelblauen Tuch, das mit Zeichnungen von Bambuszweigen und fliegenden Sperlingen bedeckt ist. Dieses Tuch trägt er während des Laufens um das Handgelenk gewickelt.

Doch das, was mich an Cha anzieht (Cha nicht als bewegende Kraft betrachtet, sondern als Persönlichkeit), lese ich in der Menge von Gesichtern, die sich uns während unserer Fahrt durch diese Miniaturstraßen zuwenden. Und vielleicht ist der besonders fröhliche Eindruck dieses Morgens durch die seltsame Sanftheit dieser Volksneugierde bewirkt worden. Jeder blickt dich neugierig an, aber solch ein Blick hat niemals etwas Unangenehmes, geschweige denn etwas Feindliches. Meistens ist er von einem Lächeln oder halben Lächeln begleitet. Und schließlich glaubt sich der Fremde durch all diese gütigen Blicke und lächelnde Neugier ins Märchenland versetzt. Diese Behauptung ist zwar recht abgedroschen, denn jeder, der die Empfindungen seines ersten Tages in Japan beschreibt, spricht von dem Land als Märchenland und von seinen Bewohnern als einem Märchenvolk. Aber es gibt einen natürlichen Grund für die Einmütigkeit dieses Ausdrucks bei der Beschreibung dessen, was genauer zu veranschaulichen beim ersten Versuch fast unmöglich ist. Man sieht sich plötzlich in eine Welt versetzt, wo alles in einem kleineren und zierlicheren Maßstab ausgeführt ist als bei uns – eine Welt von kleineren und augenscheinlich gütigeren Wesen, die alle dir zulächeln, als wollten sie dir alles Gute wünschen, eine Welt, in der alle Bewegung langsam und weich ist und die Stimmen gedämpft sind, eine Welt, in der Land, Leben und Himmel anders sind, als man es jemals irgendwo gesehen, und für Phantasien, die mit europäischer Volkssage

genährt wurden, ist dies sicherlich die Verwirklichung des alten Traumes einer Elfenwelt.

Der Fremde, der plötzlich in eine Periode sozialen Umschwungs versetzt wird, besonders in einen Übergang aus einer feudalen Vergangenheit in eine demokratische Gegenwart, wird wahrscheinlich den Verfall der schönen Dinge und die Häßlichkeit des Neuen beklagen. Was ich von beidem noch in Japan entdecken werde, weiß ich nicht, aber heute mischt sich in diesen exotischen Straßen das Alte und Neue so glücklich, daß eines dem anderen gleichsam als Folie dient. Diese Zeile der weißen, zierlichen Telegraphenstangen, die die Weltnachrichten den Zeitungen bringen, die in einem Gemisch aus chinesischen und japanischen Schriftzeichen gedruckt sind, eine elektrische Klingel in irgendeinem Teehaus mit einem orientalischen Texträtsel über dem Elfenbeintaster, eine Niederlassung von amerikanischen Nähmaschinen knapp neben dem Laden eines Buddhabildermachers, das Etablissement eines Photographen neben einem Verfertiger von Strohsandalen. – All dies bietet keine frappierende Unlogik, denn jede abendländische Neugestaltung ist in einen orientalischen Rahmen gefaßt, der sich jedem Bilde anzupassen scheint. Aber am ersten Tage wenigstens ist bloß das Alte allein neu für den Fremden und genügt, um seine Aufmerksamkeit zu absorbieren. Es dünkt ihm dann, daß alles Japanische zart, exquisit und bewunderungswürdig ist, selbst ein Paar ganz gewöhnliche hölzerne Eßstäbchen in einer Papiertüte mit einer kleinen Zeichnung darauf, selbst ein Päckchen Zahnstocher aus Kirschbaumholz mit einem in drei verschiedenen Farben wunderbar bedruckten Papierband zusammengebunden, selbst das kleine blaue Tuch mit den Zeichnungen

fliegender Sperlinge darauf, welches der Jinrikishamann dazu benutzt, sein Gesicht abzutrocknen. Die Banknoten, die gewöhnlichsten Kupfermünzen, haben hier ihre eigene Schönheit, selbst die gedrehte farbige Schnur, mit der der Verkäufer deine verschiedenen Einkäufe zusammenbindet, ist eine hübsche Kuriosität. Kuriositäten und zierliche Gegenstände überwältigen dich durch ihre Menge, wohin das Auge blickt, allüberall siehst du zahllose wunderbare Dinge, die dir vorerst noch unbegreiflich sind.

Aber es ist gefährlich, sie anzusehen. Jedesmal, wenn du hinschaust, zwingt dich etwas, es zu kaufen, es sei denn, daß – wie es oft geschehen mag – der lächelnde Verkäufer dich zu einer Besichtigung so vieler Variationen eines einzigen Gegenstandes einlädt, jeder einzelne und alle insgesamt so unsagbar begehrenswert, daß du die Flucht ergreifst, aus bloßer Furcht vor deinem eigenen Impuls. Der Ladenbesitzer fordert dich nie auf zu kaufen, aber seine Waren haben Zauberkraft, und hat man zu kaufen begonnen, dann ist man verloren. Billigkeit bedeutet hier nur eine Versuchung, sich zu ruinieren, denn das Arsenal wohlfeiler und dabei künstlerischer Sachen ist unerschöpflich. Der größte Dampfer, der den Ozean durchmißt, vermöchte nicht das zu fassen, was du zu kaufen wünschtest, denn obgleich du es dir vielleicht nicht eingestehen möchtest, das, was du gern kaufen möchtest, ist nicht der Inhalt eines Ladens – du willst den Laden selbst und den Ladenbesitzer, und ganze Straßen voll Läden, mit ihren Draperien und ihren Einwohnern, die ganze Stadt und die Bucht und die sie umgürtenden Berge und den weißen Zauber des Fujiyama, der in den wolkenlosen Himmel hineinragt – in der Tat, ganz Japan mit seinen magischen Bäumen und seiner leuchtenden Atmosphäre, mit all seinen

Ausgabe für die Mitglieder
der Büchergilde Gutenberg Verlagsgesellschaft mbH,
Frankfurt am Main, Leipzig, Wien und Zürich

Ausgewählt von Marlen Heislitz auf Basis der Auswahl
von Christian Döring für den Band *Japans Geister*
(Die Andere Bibliothek, Extradruck des Bandes Nr. 372).

Für das Vorwort: @ 2025 Büchergilde Gutenberg Verlagsgesellschaft mbH,
Frankfurt am Main, Leipzig, Wien und Zürich

Die Büchergilde verbietet, das Werk (Text und Illustrationen) in
irgendeiner Weise zu nutzen, um Technologien der künstlichen Intelligenz
(KI) für die Generierung von Audio, Text oder Bildern zu trainieren.
Sie behält sich zudem das Text- und Data-Mining nach § 44b UrhG vor,
was hiermit Dritten ohne Zustimmung des Verlags untersagt ist.

Alle Rechte vorbehalten.

1. Auflage 2025

Einbandgestaltung: Clara Scheffler, Halle (Saale)
Umschlagfoto: *Japan, Yokohama. Vintage, circa 1900,
hand coloured postcard of the cherry blossoms at Noge Hill,
with people walking up steps to large tori gate.* Malcolm Fairman / Alamy
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7632-7706-3

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an:
Büchergilde Gutenberg Verlagsgesellschaft mbH, Haus des Buches,
Braubachstr. 16, 60311 Frankfurt am Main, Deutschland.
produktsicherheit@buechergilde.de

buechergilde.de